

(Nachdruck verboten.)

18]

## Im Vaterhause.

Socialer Roman von Minna Kautsky.

Tini nickte zustimmend. „Gewöhnlich geht mir dann erst ein Licht auf. Aber diese Braut von Messina finde ich trotzdem öd. Am besten g'fällt mir noch die Scene, wo der Don Manuel von der Brautausstattung spricht. . . Was der seiner Beatrice alles schenkt! . . . Na, ja, ein Fürst kann sich das erlauben. Und wie der Reich Dir das ausmalt, man sieht, was der für a Freund' hat, daß er seine Beatrice so schön anzieh'n kann: „Aus Purpur sei das Kleid, mit zarten Fäden Goldes — Um die Voden winde sich das Diadem, gefüget aus dem köstlichsten Gestein — Oben im Haarschmuck sei der lange Schleier befestigt — Und mit der Myrte jungfräulichem Kranze — Vollende krönend sich das schöne Ganze.““

Sie hatte in den letzten Versen Reichs Sprechweise imitiert. „So spricht er, gerade so!“ rief Luise hingerissen.

„Gelt, ich kann ihn gut nachmachen; aber findest Du nicht, daß der gute Schiller seiner Beatrice einen Wasserkopf angedichtet hat, sonst könnte sie unmöglich das alles aufsetzen.“

„Geh“, sagte Luise geärgert und doch widerwillig lachend, „Du hast vor nichts Respekt.“

„Das hat Reich gestern auch gesagt, da war er wieder einmal zum Ausderhautfahren; vor einer Premiere ist er immer ein Ekel. Talentlos war alles, und aus mir würde niemals was Ordentliches. Da habe ich ihm aber meine Meinung gesagt. Eine Beatrice wird freilich nicht aus mir, das bilden Sie sich ja nicht ein, Herr von Reich, und das ewige Wehgeschrei wegen dem Emanuel könnt' ich überhaupt nicht vertragen. „Don Manuel,“ korrigierte er mich zornig, „Don, Don, Don Manuel!“ Meinethwegen Don Manuel, sagte ich, der Mensch kann sich auch irren. Wir haben einen Lehrbuben g'habt, der hat Emanuel g'heißen, er war meine erste Liebe, da kommt er mir halt öfter in die Quer.“

„Da hat er wohl gelacht?“

„Ich hab' geglaubt, er erstickt. Ich hab's ein bißel drauf ang'legt,“ sagte sie pfiffig. „Wenn ich so dumm daher red', weiß ich auch warum.“

„Du spielst also Komödie mit ihm?“

„Wie er mit mir. Sein Zorn war auch nur Komödie. „Du bist ein Hanswurst,“ sagte er gleich darauf, „aber das sind die Lieblinge; auch Du wirst ein Liebling des Publikums werden.“ dabei umarmt er mich.“

„Er umarmt Dich?“

„Da ist doch nichts dabei; beim Theater umarmen sich alle, schon aus Gewohnheit.“

„Er sagt zu Dir Du?“

„Beim Theater sagen sich alle Du.“

„Ich würde es nicht dulden,“ rief Luise anflammend. Es lag etwas Feindseliges in Ton und Blick.

Das brachte Tini in die Höhe:

„Wer ein Philister ist, taugt nicht für's Theater, und ein Künstler will von einem andern Standpunkt beurteilt sein.“

„Nicht von dem der Wohlansständigkeit und der Ehre?“ fragte Luise herb.

„Ah, das ist was andres,“ entgegnete Tini schneidig.

„Bergehen braucht man sich deshalb nichts, freilich, dumm darf man nicht sein, glaubst Du, mich könnt' einer dran kriegen? Meine Liebe, das giebt's nicht, eher umgekehrt.“

Ein starkes Pochen an der Thür ließ die Mädchen zusammenfahren.

„Jesus! Am End' ist's gar —“ Tini sagte nichts weiter. Luise war blaß geworden. Beide starrten nach der Thür, als erwarteten sie jemand eintreten zu sehen, als sich aber jetzt das Pochen wiederholte, brachen die Mädchen gleichzeitig in lautes Lachen aus.

Man vernahm deutlich das Kratzen der Bürste, womit Gusti den Boden scheuerte.

Sie arbeitete mit kräftigen Armen, um plötzlich inne zu halten.

Gleich darauf erschien sie in der Thür.

„Ich habe mir einen Span eingezogen,“ rief sie, trat zum Tisch und suchte nach einer Nadel.

Sie hatte ihr Ueberkleid abgelegt und war nur mit einem kurzen Rock bekleidet, der den feinen Knöchel und darüber den Ansatz einer kräftigen Wade sehen ließ. Die verwaschene Bluse war über der Brust nicht zugeknöpft, da sie zu eng geworden und Gusti überdies nicht geschnürt war; die Ärmel waren hoch aufgenommen und ihr dichtes, braunes Haar stand in seinem jungen Nachwuchs in wirrem Gekräusel vom Kopfe ab.

Tini schlug bei ihrem Anblick die Hände zusammen.

„Du siehst aber pikant aus in Deinem Samstag-Negligé. Schade, daß er Dich so nicht sehen kann.“

„Wer?“

„Der Ferdl.“

„Wer ist denn das?“

„Stell' Dich nicht so einfältig. Du weißt schon, der jüngere Brandt.“

„Ach, der!“

„Ich treff' ihn jetzt immer bei Reich mit seinem Vater, dem Baron. Ihr erinnert Euch doch? — Kinder, was die nach Euch fragen — Ihr glaubt gar nicht, wie viel dort von Euch gesprochen wird.“

„Du bist wohl in Bezug auf uns wenig zurückhaltend?“ bemerkte Luise empfindlich.

„Im Gegenteil, es fällt mir nicht ein, ihnen alles auf die Nase zu binden. Aber die sind so neugierig, sie interessieren sich für Euch. Der Ferdinand hat uns neulich im Theater gesehen; er muß sich ein bißel in Dich verliebt haben, Gustel, er fragte mich, ob Du eine Bekanntschaft hättest, und als ich sagte, sie wartet auf meinen Bruder, wollte er wissen, wann die Hochzeit sei.“

Gusti lachte verlegen.

„Am Nimmerleinstag, kannst Du ihm sagen; jedenfalls werde ich bis dahin eine alte Jungfer sein.“

„Schon möglich,“ gab Tini zu, „der Emil hat's nicht pressant.“

Gusti stöhnte auf.

„Was ist's, bringst Du den Span nicht heraus?“

„Er sitzt so tief im Fleisch.“

„Laß mich versuchen,“ sagte Tini bereitwillig, versicherte aber, man könne bei der Gustel gar nicht heran, vor lauter Ueppigkeit.

Diese schlug sie auf die ausgelassenen Hände. Es kam zu einer kleinen Balgerei; gleich darauf saßen alle drei wieder friedlich am Sofa nebeneinander und redeten vom Heiraten, wobei eine nach der andern versuchte, den Span herauszuziehen.

Tini erzählte von der ihr drohenden Werbung eines jungen Schlossermeisters, aber für so was möchte sie sich bedanken; sie denke überhaupt nicht ans Heiraten. Eine Witwe möchte sie sein, das wär ihr Fall, wenn man das nur gleich von vorn herein werden könnte.

„Ich meine natürlich eine reiche Witwe, sonst hätt's keinen Zweck,“ fügte sie lustig hinzu.

„Schämst Du Dich nicht.“

„Ach was, Ihr seid schrecklich unpraktische Mädels, bin neugierig, wie lange die Gustel noch warten wird, bis es diesem Laffen von Emil gefällig sein wird, sich nach ihr umzuschauen; Hossen und Harren — Ihr wißt schon — na, so was, das könnt mich haben.“

„Das verstehst Du nicht,“ sagte Gustel empört. „Wenn zwei Menschen sich gern haben und sich zugelobt haben, einander treu zu bleiben — dann —“

„Du Tschabperl, Du glaubst doch nicht, daß der Emil Dir treu gelieben ist?“

„Ich weiß es nicht,“ versetzte Gusti ausweichend.

„Keine Spur, ich bitte Dich, ein Soldat, das ist ja gar nicht möglich, die werden schon in der Kaserne verdorben.“

„Er ist kein Soldat mehr.“

„Glaubst, daß es in Berlin besser ist? Da lauern die Mädels den jungen Männern auf der Straße auf und betteln sie an, daß sie ihnen was zu verdienen geben.“

„Was sind das für Mädchen,“ sagt Gusti abwehrend.

„Schlechte, selbstverständlich sehr schlechte — es sind halt Prostituierte!“

Die drei jungen Mädchen hatten sich enger aneinander gedrängt und ihre Stimme gedämpft. Das letzte Wort hatte Tini nur flüsternd ausgesprochen.

Sie blieben einen Augenblick stumm, wie von seinem Klange erschreckt, dann sprang Luise in die Höhe.

„Von solchen Dingen sprechen wir nicht.“

„Aber Du weißt sie zu deuten,“ lächelte Tini nicht ohne Bynismus.

„Das haben wir Dir zu verdanken.“

„Seid's froh, sonst wüßtet Ihr überhaupt nicht, wie's in der Welt zugeht und was für Gefahren uns drohen. Ich verabscheue das Gemeine gradso wie Ihr — aber blind will ich nicht sein, und ich sag' das der Gustel, damit sie nicht glaubt, daß die Junggesellen auf's Heiraten so veressen sind, die helfen sich mit den Prostituierten aus und sie lachen die braven Mädeln nur aus, die so dumm sind, auf sie zu warten.“

„Gott sei dank, jetzt ist er heraußen,“ rief Gusti.

Sie hatte die Spitze der Nadel in den Span eingeführt und ihn mit einem jähen Ruck herausgezogen, das Blut quoll nach. Luise wollte den Finger verbinden.

„Es soll nur bluten,“ sagte Gusti und sah sehr tapfer aus, „das macht mir gar nichts.“ Sie stürzte zur Thür hinaus.

Man hörte die Wirre weiter scharren. Sie glaubte nichts von dem, was Tini über Emil gesagt, nicht ein Wort glaubte sie. Er kann nicht so sein, so schlecht gewiß nicht — aber in das Wasser, mit dem sie den Boden aufwusch, mischten sich trotz seiner Engelhaftigkeit reichliche Tränen.

## 12. Kapitel.

Eines Morgens bemerkten die Mädchen, daß die Bilder des Großvaters fehlten. Sie erschrafen heftig.

Sollte es so schlimm mit uns stehen? fragten ihre besorgten Blicke. Mußte sie der Vater verkaufen, wie er den schönen Perserteppich, der immer über den Divan gebreitet war, verkauft hatte?

Sie würden gesirnißt, hatte ihnen der Vater gesagt, und richtig, am nächsten Morgen hingen die Bilder wieder an Ort und Stelle.

Sie atmeten auf. Es stand nicht so schlimm, sie hatten noch ihre Schätze, aber sie waren trotzdem nicht völlig beruhigt. So kann es nicht fortgehen, dachte jede von ihnen.

Am Nachmittag waren Vater und Mutter in ihr Schlafzimmer getreten und besprachen sich flüsternd.

Die Mädchen waren in der Küche und lauschten mit angehaltenem Atem.

Die Stimmen wurden lauter, wie unter Streitenden, um sofort wieder, wie in dem Willen, sich zu beherrschen, zur Unverständlichkeit herabzusinken.

Jetzt hörten sie deutlich den Vater sagen:

„Wenn Du kommst, Dir schlägt sie's nicht ab, mich entläßt sie mit leeren Händen.“

Die Mutter entgegnete kurz und leise, worauf der Vater in die erregten Worte ausbrach:

„Bitte, bitte, wenn Du was Besseres weißt, liebe Elise, dann ist es mir auch recht, mir ist ja alles recht, alles, alles, aber ich kann nicht mehr.“

Gleich darauf kam er heraus, den Hut auf dem Kopfe und verließ das Haus, ohne seine Kinder geküßt zu haben.

Die Mädchen eilten in die Stube und fanden die Mutter, im Begriff den Hut aufzusetzen, die Augen voll Thränen.

Sie umarmten sie und suchten sie zu beruhigen.

„Gieb mir Deinen Mantel, Gusti,“ sagte die Mutter und trocknete ihre Augen.

„Du wirst doch bei dem kalten Winde nicht ausgehen? Das ist unmöglich; laß mich gehen.“

„Was fällt Dir ein?“ Sie nahm ein Papier vom Tisch und steckte es rasch zu sich.

„Du gehst wieder zu dieser Bucherin?“ fragte Luise ängstlich.

„Was sollen wir thun?“ rief die Mutter und ihre Lippen bebten, sie gedachte der Demütigungen, die ihr bevorstanden. Zu flehentlichen Bitten würde sie sich vor diesem abscheulichen Weib erniedrigen, um mit harten Worten abgewiesen zu werden, und dennoch mit Bitten fortfahren, bis diese sich soweit erweichen ließe, um ihr zu hohen Bucherzinsen einige Gulden zu borgen.

„Ich thue das nur Ihnen zu Liebe, Frau Witte, weil Sie so krank sind, und weil Sie mir leid thun, pflegte sie dann zu sagen.

Elise raffte sich auf.

„Es muß sein,“ sagte sie laut, „wir haben keine andre Zuflucht, wir haben keinen Kredit mehr und keine Deckung.“

Luise umschlang die Mutter, um sie am Fortgehen zu hindern.

„So schlimm ist es nicht, Mama. Sprich mit dem Vater, sobald er sich entschließen kann, die Bilder des Großvaters zu verkaufen, ist uns geholfen.“

Die Mutter lächelte bitter.

„Die Kunsthändler nehmen sie nicht.“

Luise riß die Augen auf.

„Die Bilder des Großvaters, seine besten Bilder!“ fuhr sie heraus.

„Sie sagen, der Zeitpunkt sei ungünstig und der Markt von Arbeiten der neuen Richtung überfüllt, das Publikum kauft nur das Moderne.“

Luise war blaß geworden. Von Kleinauf war sie gewohnt, in diesen Bildern unvergängliche Meisterwerke zu sehen, ein Familienerbstück, das auf sie alle einen Schimmer von Glanz und Ehre warf. Und war nicht gleichzeitig ein kleines Vermögen darin angelegt, das im Moment wirklicher Bedrängnis zum Helfer würde aus aller Noth? Dieser Gedanke hatte sie fröhlich und froh gemacht, und nun klang die Stimme der Mutter so hart, so mitleidslos, als wolle sie den süßen Glauben bis auf den Grund zerstören und ausrotten.

„Sie können doch nicht ganz wertlos sein,“ stammelte sie.

„Das wohl nicht, aber sie sind — die Kunsthändler sagen —“ Elise biß sich auf die Lippen, sie wollte nicht aussprechen, was diese gesagt.

Luise erriet es und der Stolz der Witte empörte sich in ihr. „Wir werfen sie ihnen nicht nach, es wird die Zeit kommen, wo man sie wieder schätzen wird und teuer bezahlen —“

„Vielleicht, aber was nützt uns das, wir müssen heute das Geld haben.“

Gusti brachte ihren Mantel und zögerte doch, ihn der Mutter umzuhängen.

„Verschieb es, ich bitte Dich; wenn Du zum Hausherrn gingst und ihn bätest, ich glaube, er würde warten.“

„Der Vater will ihm nichts schuldig bleiben, dem am wenigsten.“

„Weshalb ihm am wenigsten?“ fragt Gusti.

„Weil er sich vor diesem hochmütigen Menschen nichts verbergen will.“

„Und deshalb geben wir uns noch hochmütiger als er? Wir haben wahrlich keine Ursache dazu. . . Der Vater gönnt ihm kaum ein Wort, wenn er ihm auf der Treppe begegnet, aber ich meine,“ Gusti brach ab, senkte den Kopf und sah sehr niedergedrückt aus. Die Mutter fuhr fort:

„Wenn wir nicht pünktlich sind, scheidt er uns am Ende die Kündigung, er wartet vielleicht nur auf einen Vorwand dazu.“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

## Der Wahrsager.

Von Ernst Preczang.

In der Destillation ging's hoch her. Mit dem Gläsergeklapper mischte sich das Lachen der Gäste; Kartenspieler trumpften auf, Billardlegel fielen, und ein Musikautomat bröhte unaufhaltsam. Eine Mundharmonika vollendete die Harmonie. Man trank Gratisbier. Der bis zur Unbeholfenheit beleibte Gastwirt feierte seinen fünfzigsten Jahrestag. Auf einem weißgedeckten Tische in der einen Ecke prangten Blumensträuße und allerlei Geschenke. Die Stammgäste hatten unter anderm ein Transparent gewidmet, darauf zu lesen war:

„Küß Dich nicht und rül Dich nicht,  
Sonn' verlierst Du an Gewicht;  
Sauf Dich auf, Du alter Schwamm,  
Bis fünfhundert Kilogramm.“

Das „Geburtstagskind“ hätte sich zuerst ausschütten mögen vor Lachen über diesen herrlichen Witz. Inzwischen aber hatte der Alkohol den nachdenklichen — etwas tiefliegenden — Teil seines inneren Selbst angeregt und die Erinnerung an einen längst vergessenen Herzfehler geweckt. Die von biden Bülfsten eingelassenen Schweinsängeln des Gefeierten nahmen einen melancholischen Ausdruck an, als er sich mit ächzendem Tone an dem gedeckten Tisch niederließ, wo seine Frau und eine Schwester derselben sich bei Punsch und Berliner Brannkuchen wohl sein ließen.

„Wat is'n Dir, Gillebrand,“ erkannte die Gattin, und die Hand mit dem braunen Gebäck hielt auf halbem Wege zum Munde still.

Gillebrand seufzte, schlug sich mit der fleischigen Faust auf die Herzgegend und ächzte: „Hier sitzt et, Mutter!“

Seine Schwägerin sagte: „Wenn de da Schmerz hast, mußte 'ne span'sche Pflanze ufflesen.“

Er nickte nur resigniert.

Seine Frau starrte noch immer halb ängstlich, halb zornig auf sein weinerliches Gesicht: „Na, nu rede doch! Hast Schmerz?“

Er schüttelte den Kopf: „Ne.“ Dann raffte er sich zusammen, nahm einen gewaltigen Verzweiflungsschrei und wendete sich zur Schwägerin: „t fällt mir gerade so ein. Wir haben se doch schon nich zu de Soldaten jenomm'n . . . von wejen Herzfehler. Wenn't mal kommt . . .“ er machte eine vielsagende Handbewegung, „denn plögl'ch! 't is'n zu altes Leiden.“

„Denn wird's ooch noch älter,“ tröstete die Schwägerin.

„Ja versteht' jarnicht,“ entrüstete sich jetzt die tauende Gattin, „wie de uff einmal dadruff kommt! Ja denk', wir woll'n Dein' Geburtsdag feiern? 'n janzen Apptit verderbste een'!“

Sie schleuderte wütend den Rest ihres Pfannkuchens einem harrenden Dadel zu und erhob sich.

Plögl'ch stuzte sie und sah verstört im Raume umher. Der Lärm war völlig verstummt. Kein As fiel tragend auf den Tisch, kein Regal klapperte; die Musik auch schwieg. Die Gäste standen gedrängt um einen mit schäbiger Eleganz gekleideten Mann, der vorher unbemerkt, abseits von den Feiernden, gesessen hatte. Ueber einer hohen, reichlich gefurchten Stirn stand kurzes, stark gelichtetes Haar. Ein Anflug verdächtiger Röte belebte die breite, stumpfe Nase. Die großen, starren Augen richteten sich unter atemloser Spannung der Umstehenden auf die von ihm ersasste Hand eines jungen Mannes. Nun ließ er sie los, nahm eiste feierliche Miene an und sagte: „Sie haben fünf Bräute.“

Man lachte. Der junge Mann stotterte verlegen: „Woher . . . wissen . . . Sie . . .“

„Heinrich!“ flüsterte leise und vortwurfsvoll die Blonde Wirtstochter, welche vorher hinter dem Tresen gestanden und die Gäste bedient hatte.

„n andermal mußte nich so laut damit renommieren,“ sagte jemand zu dem jungen Manne.

Der Wahrsager zuckte hoheitsvoll die Achseln. Sein Blick hatte schnell und scharf die Wirtstochter gestreift. Nun fuhr er, zu Heinrich gewandt, fort: „Aber Sie werden nur eine heiraten. Dieje Eine ist blond; sie hat grau-blaue Augen und wird einmal ein Geschäft erben, dessen Kunde Sie vorher waren.“

„Heinrich!“ flüsterte dankbar und leuchtenden Blickes die Blonde und drückte dem Geliebten die Hand. Der griff in die Tasche und reichte dem Propheeten aufatmend ein Geldstück.

Man lachte, stichelte auf das Paar und ließ dann — „bloß zum Spaß“, wie die meisten sagten — die eigne Zukunft ergründen.

Frau Hillebrand hatte ihre Tochter beiseite gezogen: „Die Beschreibung paßt uff Dir! Ja woll' nich hoffen, Lene, bette hier'n Techtelmechtel mit'n Fast anjefangen hast!“

Lene wurde verlegen, aber sie leugnete.

Die Schwester der Frau mischte sich hinein: „Aber Anjüste! De wirst doch nisch uff so'n Spul jeben! Ihr wollt uffjellarte Berliner find! Zum Lachen!“ Und sie brach schallend los.

Lene entfernte sich, um einen Einblick in die Zukunftsgeheide der übrigen zu erlangen.

Frau Hillebrand schüttelte auf die Einrede der Schwester energisch den Kopf: „Es is nich janz ohne! Ja habe mal 'ne Frau jelannt . . .“ und sie erzählte erst einen und dann noch drei Fälle von Wahrsagungen, die das Richtige bis zum Tüpfelchen überm i getroffen hatten.

Die Schwester lachte überlegen und suchte jene Fälle auf einfache Weise zu erklären. Mit einem: „Du lannst mir leid dhun!“ begab sie sich unter die Zuhörer des Wahrsagers, welcher gerade dabei war, der blonden Lene einen Mann zu prophezeien, der ihrem Heinrich aufs Haar ähnlich sah.

Herr Hillebrand hatte von alledem nichts bemerkt. Er sah an seinem Geburtstagsstisch, schluckte hin und wieder ein Glas Punsch und malte sich in Gedanken seine Sterbestunde aus.

Die Gattin, welche ihren Appetit auf Bowle und Pfannkuchen wiedererlangt hatte, redete mit vollen Waden auf ihn ein. Sie bezeichnete es geradezu als eine Gemeinheit, sich an einem Tage, „wo doch jeder zufrieden is, daß er jeboren is,“ so trübsinnigen Gedanken hinzugeben.

Hillebrand wiegte bedeutungsvoll das gewichtige Haupt. „Anjüste,“ sagte er, „id weest, wat id weest! Gerade an solchen Dag hat der Mensch Ahnungen. Und id habe nich bloß Ahnungen; id habe ooch'n Herzfehler. Det is mein letzter Geburtsdag, Anjüste!“ Er weinte fast und griff zum Glase.

„Herr Hillebrand,“ meldete sich eine feierliche Stimme hinter ihm, „geben Sie mir Ihre Hand.“

Der Angeredete fuhr empor und riß die feuchten Kleinglein nach Möglichkeit auf. Er musterte den Propheten lange und sagte schwerfällig: „Wir kenn'n uns doch!“

Auch Frau Hillebrand sah sich den Wahrsager näher an. „Herzje! ja! War'n Se nich mal vor unjefähr drei Jahr'n hier? Nichtig! Nu fällt mir ooch ein, Hillebrand, da hat er doch jesagt, De hast noch fünfunddreißig Jahr zu leben!“

Ein schwacher Hoffnungsschimmer belebte das Gesicht Hillebrands; er sah zweifelnd zu dem Propheten auf: „Aber id habe doch'n Herzfehler.“

„Das macht nichts. Geben Sie mir Ihre Hand, Herr Hillebrand.“ Es klang fast streng.

Der Wirt reichte ihm die fleischige Rechte. Der aber nahm sich die Linke. „Die andre taugt nichts,“ meinte er. Fest bohrte sich der Blick in jedes Fältchen. Dann ließ er die Hand los, machte „hm, hm“, blickte lange wie rechnend nach der Dede, nahm die Hand noch einmal und ließ sie wieder los.

Hillebrand war gänzlich erwacht. Seine Kleinglein hingen mit aufs äußerste gespannter Erwartung an den Lippen des Gewaltigen, der mit eherner, feierlicher Miene ins Weite blickte und aus dessen Munde im nächsten Moment Lebensverheißung oder Todesurteil sich lösen mußte.

„Herr Hillebrand“, sagte er endlich, „Ihr Herzfehler hat sich selber geheilt. Sie werden noch zweiunddreißig Jahre leben.“

„Siehste!“ fuhr Hillebrands Gattin auf, „vor drei Jahr fünf- unddreißig, nu zweiunddreißig! Stimmt uff'n Punkt! Mir soll noch Gener wat jeu 't Wahrsagen sagen!“

Hillebrand sprang auf wie ein Gummiball. Er drückte dem Propheten ein großes Geldstück in die Hand, lud ihn zur Feier ein und umarmte sämtliche Anwesende. Dabei schrie er ein übers andre Mal: „Hurra! Noch zweiunddreißig!“ Er ließ Wein auffahren und tanzte nach den Klängen des Musikautomaten wild im Raume umher, daß die Wände zitterten.

Die vorher abgestaute Stimmung steigerte sich zu tumultuarischem Jubel, so daß Heinrich unbemerkt seine Lene lassen konnte, während die Schwägerin Hillebrands mit verlegenem Lächeln den Propheten in eine heimliche Ecke gezogen hatte und dem dem geheimnisvollen Zauberer die Linke zur Schicksalsgründung bot. —

## Kleines feuilleton.

ss. Aus der Geschichte der Eisenbahnsignale. Man kann sagen, daß mit der Vollkommenheit des Signalwesens unser Eisenbahnverkehr steht oder fällt. Es wäre ganz undenkbar, daß unsere Eisenbahnen solche Fortschritte im letzten halben Jahrhundert gemacht hätten, wenn nicht auch in der Art und Bedienung der Signale eine Umwälzung eingetreten wäre. Ebenso läßt sich prophezeien, daß die Erzielung noch höherer Geschwindigkeiten unserer Schnellzüge weitere Verbesserungen im Signalwesen mit sich führen wird oder daß solche sogar werden vorausgehen müssen, ehe man die Reisender einem Zuge mit einer mittleren Geschwindigkeit von 120—150 Kilometer in der Stunde anvertraut. Wenn man sich in die Kinderjahre der Eisenbahnen zurückversetzt und sich einen wirklichen Begriff von dem damaligen Zustande des Eisenbahnverkehrs machen will, muß man daher auch die Anfänge des Signalwesens kennen und die Tragweite seiner Unvollkommenheit richtig ermessen. Das ist allerdings für uns moderne Menschen schwer geworden. Jeder hat ungefähr eine Vorstellung davon, welche Menge von Apparaten heute zur Sicherung des Eisenbahndienstes in Thätigkeit ist: die Telegraphen und Telephone, die Blockstationen, die Signalmasten, Wärterhäuschen usw. Vor 50 Jahren bestand eine Telegraphenverbindung höchstens zwischen den Städten. Die dazwischen gelegenen Stationen ermangelten dieses Vorzuges. blieb nun ein Personenzug an einer Hauptstation 20 Minuten über die festgesetzte Zeit aus, so mußte eine Maschine auf die Suche gesandt werden. Der Führer dieser Lokomotive hatte es nicht immer leicht, denn er konnte das Geleise, noch bevor er den vermissten Zug erreicht hatte, mit einem Güterzug oder einer Maschine besetzt finden, die den Betrieb versagt hatte. Man griff zu dem Hilfsmittel, Güter- und Kohlenzüge den Personenzügen voranzuschicken, um für diese gewissermaßen den Aufklärungsdienst zu versehen. Daraus ergab sich nun aber mit Notwendigkeit der Uebelstand, daß Zeittafeln für die Ankunft der Züge auf den Stationen überhaupt nicht mit einiger Sicherheit festgestellt werden konnten. Die Beamten auf einer Station waren im allgemeinen darauf angewiesen, das Herannahen eines Zuges bei Tage am Dampf der Lokomotive und bei Nacht an den Stoplaternen zu erkennen, außerdem am Pfeifen der Maschine. Deshalb mußte auch stets ein Wächter auf der Plattform der Station stehen und nach dem Zuge auslugen, um dann das Signal für diesen zu bedienen. Bei nebligem Wetter oder bei Schneefall blieb das Herannahen eines Zuges oft unbemerkt, und das Amt des Wächters war überhaupt nicht beneidenswert. Auch die Zuverlässigkeit der Signalanordnung selbst unterlag begreiflicherweise großen Mängeln, namentlich auf größere Entfernungen, so daß es häufig vorkam, daß der die Einstellung des Signals besorgende Hebel versagte. Im allgemeinen bestand die Verordnung, daß das rote Haltsignal 5 Minuten nach der Durchfahrt eines Zuges erhalten bleiben mußte, dann wurde für weitere 5 Minuten ein grünes Vorstichsignal gehißt und dann erst das weiße Signal für freie Fahrt gegeben. Erst später wurde an Stelle dieser Zeitbemessung die Rücksicht auf die räumlichen Abstände eingeführt. Wenn ein Zug langsam fahren mußte, so war der Lokomotivführer verpflichtet, seinen Platz zu verlassen, auf der Linie Warnungssignale anzubringen und dann wieder zu seinem Zug zurückzukehren. Es kam dabei nicht selten vor, daß er bei nebligem Wetter den Zug nicht mehr erreichte. Daraus ergab sich aber wieder der noch größere Uebelstand, daß der Lokomotivführer in der Hoffnung, daß ein anderer Zug nicht sobald nachfolgen würde, diese Vorschrift vernachlässigte und dann ein Zusammenstoß erfolgte. Die Nebelsignale bestanden in Zündern, die auf die Schienen gelegt wurden und durch ihre Explosion den nachfolgenden Zug warnen sollten. Jeder Lokomotivführer mußte einen genügenden Vorrat davon mit sich führen. Zu vor hatte man versucht, von den Zügen aus Zünder auf die Strecke fallen zu lassen, was sich jedoch als ganz unnütz erwies. Auch später blieben trotz mancher Verbesserung die Unglücksfälle, die durch das Hineinfahren eines Eisenbahnzuges in einen vor ihm befindlichen entstanden, sehr häufig. Erst wenn man diese

Zustände sich vergegenwärtigt, bekommt man eine richtige Anschauung von der Sicherheit, die das heutige Signalwesen mit seiner größtentheils elektrischen Bedienung dem Eisenbahnverkehr giebt. —

**tt. Der Stich der Skorpione.** Die Skorpione sind Spinnen, die an ihrem langen Schwanz einen Stachel besitzen, mit dem sie Stichwunden beibringen können. Zwei Drüsen, die in den Stachel münden, lassen bei dem Stich in die Wunde eine Flüssigkeit strömen, welche mehr oder minder giftig wirkt. Ueber die Gefährlichkeit des Skorpionstiches gehen die Meinungen noch immer sehr auseinander. Deshalb verdienen die Zusammenstellungen Beachtung, die Friedr. Dahl über die Wirkungen von Skorpionstichen in der „Naturwissenschaftlichen Wochenschrift“ giebt. Wie es übertrieben ist, alle Stiche dieser Giftspinnen für gefährlich zu halten, so ist es doch auch nicht angängig, die Stiche aller Skorpionarten für unschädlich zu erklären. Durch Versuche ist festgestellt worden, daß das Gift dieser Spinnen, in das Blut kleiner Tiere gebracht, tödlich wirkt. Vögel und Säugetiere bis zur Größe eines Hundes verendeten infolge eines Stiches. Besonders empfindlich sind die kleinen Tiere, von denen sich die Skorpione gewöhnlich nähren, Insekten und Spinnen. Dagegen reagierten Frösche und Mollusken weniger stark auf das Gift, am wenigsten Skorpione derselben oder verwandter Arten. Damit wird auch eine alte Fabel hinfällig, wonach ein Skorpion, wenn er von glühenden Kohlen ringsum eingeschlossen wird, sich selbst tötet. Die Geschichte rührt wohl daher, daß der Skorpion, wenn er sich ringsum eingekengt sieht, mit dem Stachel gegen den vermeintlichen Feind losgeht, und dabei in blinder Aufregung sich selbst verwundet.

Das Gift des Tieres ist am wirksamsten beim ersten Stich. Nach wiederholtem Tischen erschöpft sich die Kraft des Skorpions. Nun ist es aber besonders wichtig, daß die Giftigkeit der einzelnen Arten sehr verschieden ist und daß die in Europa lebenden Arten verhältnismäßig harmlos sind. Am gefährlichsten ist der in Nordafrika lebende Skorpion *Buthus australis*. Die Wirkung des Skorpionstiches auf den Menschen haben verschiedene Forscher aus eigener Erfahrung geschildert. Sie ist nicht immer dieselbe. Der Stich ist zunächst schmerzhaft, es tritt eine Rötung und Schwellung der getroffenen Stelle ein. Dann breitet sich der Schmerz auf weitere Teile des Körpers aus, nebenher geben Schlaflosigkeit und Kältegefühl. Nach einem bis drei Tagen verliert sich der Schmerz. Der Tod trat in keinem Falle ein, doch berichtet Ehrenberg, der von dem erwähnten *Buthus australis* gestochen wurde, daß Frauen und Kinder vielleicht dem Schmerz, den der Stich verursacht, erliegen könnten. Nach den Berichten von Laien sind öfters Todesfälle infolge von Skorpionstichen in Nordafrika, auf den Antillen in Mexiko und in Südafrika vorgekommen. —

**Aus dem Gebiete der Chemie.**

— Ein neues feuerfestes Material. Acheson, der vor etwa zehn Jahren bei seinen Versuchen, künstliche Diamanten herzustellen, das Karborund fand und in richtiger Erkenntnis und Würdigung des praktischen Wertes seiner Entdeckung sofort die fabrikmäßige Herstellung des zufällig gefundenen Produktes in die Hand nahm, hat durch einen ähnlichen Zufall eine weitere Entdeckung von großem, praktischem Werte für die Technik gemacht, nämlich, wie die „Umschau“ einem von F. Kroll in der „Zeitschrift für angewandte Chemie“ veröffentlichten Artikel entnimmt, einen feuerfesten Körper von besonders günstigen Eigenschaften gefunden. Der Körper, den er Siloxiton nennt, ist in seiner Zusammensetzung noch nicht genügend bekannt. Acheson fand es zufällig gebildet in Karborundöfen, die ungenügend geheizt waren. Es hat eine grau-grüne Farbe, eine Dichte von 2,45 und einen nicht bedeutenden Härtegrad. Sein großer Wert liegt in seinen vorzüglichen Eigenschaften als feuerfestes Material. Es ist äußerst feuerbeständig, vollkommen indifferent, eine Eigenschaft, die es nur mit zwei anderen bekannten feuerfesten Materialien, dem Graphit und Chromeisen, teilt; es wird durch saure oder basische Schmelzen nicht angegriffen, ebenso nicht durch die Feuer gas e oder flüssige Metalle.

Diese Eigenschaften lassen das Siloxiton als ein sehr wertvolles Material für die chemische und metallurgische Industrie erscheinen, um so mehr, als es mit und ohne Zujäge verwendbar ist. Es wird pulverisiert, mit Wasser angefeuchtet, zu Briquets gepreßt und getrocknet. Seine Behandlung ist eine durchaus einfache und ohne jede Schwierigkeit ausführbare und unterscheidet sich in dieser Hinsicht sehr vorteilhaft von den beiden andern indifferenten Materialien, dem Graphit und Chromeisen; Graphit ist teuer und hat neben andern Uebelständen besonders die unangenehme Neigung, in die mit ihm in Verührung kommenden flüssigen Metalle überzugehen; das Chromeisen aber erfordert eine sehr vorsichtige Behandlung. Indifferentes Material ist aber in vielen metallurgischen Prozessen geboten, weil die Auskleidungen oft eine bedeutende chemische Rolle spielen, dort aber, wo dieses nicht der Fall ist, ihre chemische Verwandtschaft die Ursache einer schnellen Abnutzung der feuerfesten Wände und unter Umständen eine Aenderung der mit ihnen in Verührung kommenden Substanzen sein kann. Die fabrikmäßige Herstellung des Siloxitons erfolgt in dem Achesonschen Werke; es werden hierfür Öfen verwendet, die den zur Herstellung von Karborund gebräuchlichen Öfen vollkommen gleichen, aber bedeutend größer sind. Die Elektroden bestehen aus Graphit oder Retortenkohle. Die eingeführte Mischung besteht aus feinem Sand, zerstoßenem Coals

und Sägespänen, die den Zweck haben, das Material locker und durchlässig zu machen. —

**Technisches.**

en. Elektrischer Alarm. Unzählige Patente sind angemeldet und erworben worden für die Schaffung von Alarmvorrichtungen unter Benützung der Elektrizität, die eine Sicherheit gegen Einbruch und Diebstahl geben sollen. Leider haben sich die darauf gesetzten Hoffnungen bis jetzt nur zu einem geringen Teil erfüllt. Man hat zunächst versucht, an den Türen und Fenstern elektrische Kontakte so anzubringen, daß bei einem widerrechtlichen Öffnen der Flügel oder bei gewalttätigen Beschädigungen eine elektrische Glocke ertönte. Allein die Tagesgeschichte der Diebstähle hat den Beweis geliefert, daß es möglich ist, in verschlossene Räume zu dringen, ohne solche Apparate im geringsten in Mitleidenschaft zu ziehen. Der Berliner „Elektrotechnische Anzeiger“ beschäftigt sich nun in seiner letzten Ausgabe mit einigen neuen Erfindungen, denen vielleicht ein besserer Erfolg beschieden sein wird, zunächst mit einer neuen Sperrvorrichtung. Zur Sicherung von Schlössern hatte man beispielsweise die Vorrichtung angebracht, daß das Einstecken des Schlüssels, also das Öffnen überhaupt, nur dann geschehen konnte, wenn ein bestimmter Zeiger auf gewisse Zahlen eingestellt wurde. Nun kann aber einmal der Besitzer der Wohnung selbst die gewählten Zahlen vergessen, und außerdem bleibt es für einen Geübten immer verhältnismäßig leicht, ein Schloß auch ohne Schlüssel zu überwinden. Noch näher lag die Absicht, durch einen eingesteckten Schlüssel oder Dietrich eine Lärmvorrichtung in Thätigkeit setzen zu lassen. Dabei blieb der Uebelstand, daß die elektrische Glocke überhört werden konnte oder mußte, wenn sich überhaupt niemand in der Wohnung befand. Diese Mängel sollen durch eine von einem Münchener Ingenieur geschaffene Konstruktion beseitigt werden. Dabei kann das Schloß nur geöffnet werden, wenn ein geheimer Druckknopf benutzt wird. Selbst wenn dieser gefunden ist, so setzt der Schlüssel eine elektrische Glocke in Thätigkeit, außerdem aber wird noch durch Anziehung eines Magneten das Aufsperrn der Türe unmöglich gemacht. —

**Humoristisches.**

— Zeitgemäß. Schriftsteller (der eine spaltenlange abfällige Kritik über sein Werk lief): „Noch drei solche Rezensionen — und ich bin gemacht!“ —

— Seine Auffassung. „Du, Moritz, was ist denn eigentlich Toleranz?“ „Wenn De Dir kauft e Kirchenbauelos!“ —

— Neigungsheirat. Bräutigam (zum Freund): „Meine letzte Hoffnung ist: ich fahre im Automobil zur Trauung. Vielleicht verunglückt wir unterwegs!“ — („Jugend.“)

**Notizen.**

— Zolas Manuskripte sind von seiner Witwe der Bibliothek Nationale geschenkt worden; die Manuskripte sind vollständig bis auf die der Romane „Nana“ und „Vérité“, die bisher nicht aufgefunden sind. —

— Ludwig Thomas Komödie „Die Lokalbahn“ erzielte bei der ersten Aufführung in Dresden (Residenz-Theater) einen starken Erfolg. —

— „Der Polizeichef“, eine dreiaktige Operette von Josef Bayer, Text von Horst und Pohl, wird zu Beginn der nächsten Saison in München die Erstaufführung erleben. —

u. Zur Prüfung der Lichtstärke in Schulzimmern eignet sich als ein sehr einfaches Mittel lichtempfindliches Papier, wie es zur Herstellung von Photographien benutzt wird. Solches Papier wird um so schneller braun, je heller das Licht ist, das darauf einwirkt. Man kann also photographisches Papier an einen Ort bringen, wo das Licht genügend hell ist, was sich ja durch Erfahrung leicht ein für alle Mal feststellen läßt; man sieht nur, in welcher Zeit das Papier an dieser Stelle sich bis zu einem bestimmten Dunkelheitsgrad bräunt. Gleiches Papier bringt man dann in die zu prüfenden Klassenzimmer, und wenn es sich dort langsamer bräunt, als an der Normalstelle, so ist in dem betreffenden Klassenzimmer zu wenig Licht. —

g. Verteilung der Gewitter auf der Erde. Diejenige Gegend, wo am häufigsten Gewitter vorkommen, scheint Java zu sein, denn dort zählt man im Jahre 97 Gewittertage. Es folgen Sumatra mit 86 Tagen, Hindostan mit 56 Tagen, Borneo mit 54, die Goldküste in Afrika mit 52 und Rio de Janeiro mit 51 Tagen. In Europa nimmt Italien mit 38 Gewittertagen die erste Stelle ein, es kommt dann Desterreich mit 23, das Großherzogtum Baden, das Königreich Württemberg und Ungarn mit je 22 Tagen, Schlesien, Belgien, Bayern mit je 21, Holland, die Provinz Brandenburg mit je 18, Frankreich und Südrussland mit je 16, Großbritannien und die Schweiz mit je 7, Norwegen mit 4 Gewittertagen. In der Türkei und in den Polargegenden sind Gewittererscheinungen äußerst selten, die nördlichste Grenze der Zone, in der man Gewitter wahrnimmt, geht durch Island, Nowaja-Semlja und die Küste von Sibirien; im höheren Norden sind die Nordlichter die einzigen elektrischen Naturerscheinungen. —

Die nächste Nummer des Unterhaltungsblattes erscheint am Sonntag, den 26. Juni.